

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 20. May 1820.

61

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmart Nr. 268) und bey W. Steaus am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Mädchen am Sonnenstein.

Von Joh. Rud. Wyß, d. ält.

(Fortsetzung.)

Grethe hatte in ihrer Kindheit einen Tanzbären gesehen, der seine Exercitia mit dem Knittel machen mußte, und wenn er fürbas ging, einem Affen zum Reitpferd diente. Noch hatte sie ihn lebhaft vor Augen, und konnte aus dem Thiere nichts anders machen, als so einen Bären, der sich selbst ranzionirt hatte. Die Gefahr, in der sie alle schwebten, und die Angst machte ihn scheußlich. Die Frauen hielten Rath, wie sich zu schützen wäre, wenn der Bär, vom Hunger getrieben, etwa sie auswittern und ergreifen sollte. Beyde bereuten es fast, daß sie nach Balthasars Tod auf der gefährlichen Stelle geblieben waren, allein sie waren nun da, und mußten auf Widerstand denken, wenn sie nicht verloren seyn wollten. Sie hatten sich auch während der siebzehn Jahre ihrer Einsamkeit selbst helfen gelernt, Petronelle zumahl war eine entschlossene, rüthige Frau. Sie machten sich zur Aushaltung einer Belagerung und eines Sturmes gefaßt, und man muß es ihnen nachreden, besser und muthiger als mancher Festungskommandant. Sie sorgten für Mundvorrath und Fourasche, füllten alle Kübel und Töpfe mit frischem Wasser an, und hatten ein immerfort brennendes Feuer auf dem Herde, weil im Kalender einmahl zu lesen war, daß die wilden Thiere das Feuer scheuen. Alle Spalten wurden verstopft, die sogenannten Fenster verschlagen, die Eingänge mit Holz und Steinen verrammelt und kampffest gemacht, und zum Aus- und Eingehen bloß der geheimste und sicherste, zwischen dem Felsen und dem Granitblocke, jedoch mit vieler Vorsicht, einstweilen so weit offen gelassen, daß sie durchkriechen konnten. Das Dach wurde mit Dornen belegt, und ein Wall von Dornen, mit Steinen beschwert, um das Haus gezogen, damit der Bär sich in die Lagen stecke. Die Ziegen wurden aus ihrem Verschlage hinten in die Felsenhöhle getrieben, und nicht ausgelassen. Als unter Rebecca's beständigem Rekognosciren alles so weit gediehen war,

stellten sie die Holzart parat, und langten die verrostete Büchse von der Decke herunter, suchten die Munition hervor, und gingen an's Laden. Das war nun der schlimme Punkt! Sie hatten weiland freylich oft Laden gesehen, aber die Sache, als Männersache, nicht sonderlich beachtet. Warum sollte auch eine Frau etwas mehr lernen und thun, als sie gerade muß? Wenig lernen kostet wenig Anstrengung; wenig thun kostet wenig Mühe, und dabey befindet man sich ganz behaglich. Zumahl Männergeschäfte! Für die sind ja die Männer da. Hintennach, wenn zum Exempel der Mann todt ist, erfährt wohl die eine oder die andere Frau, daß etwas mehr gelernt haben und etwas mehr verstehen, so übel eben nicht wäre, und manchem Jammer zuvorkäme. Aber wer hat das gewußt? Wer hat's prophezeit, daß der Mann, und gerade dieser Mann, sterben werde? Wer kann in den Spiegel der Zukunft sehen? Wer will alles lernen? Hat nicht eine Frau so große und wichtige Geschäfte in ihrem eigenen Wirkungskreise, daß ihr keine Zeit mehr übrig bleibt, sich mit dem ihres Ehegeliebten bekannt zu machen? Soll sie sich tödten, damit dieser nicht vor ihr sterbe? Dieses Mahl wäre nichtsdestoweniger Petronelle froh, sehr froh gewesen, sie hätte aufmerksamer zugehört. „Aber wer wußte auch vor achtzehn Jahren, daß man heute, gerade heute, wegen einem entlaufenen Bären laden müsse, wegen einem entlaufenen Bären? Wer wußte damahls, damahls, daß ein Bärenführer in's Land kommen, in's Land kommen, und das grimmige Thier entfliehen lassen würde? Wer dachte, daß es seinen Marsch gerade dem Sonnenstein vorbey nehmen sollte, gerade dem Sonnenstein vorbey? Wer, daß ich und du, Nelle, du und Beckeli noch leben würden? Wer wußte das Alles, wer?“ fragte die Alte. Geladen mußte indessen werden. Nur um der Sache recht sicher zu seyn, schoben sie ein halbes Duzend Kugeln und eine gute Handvoll Pulver in den Lauf. Aber welche sollte nun zielen und losbrennen, wenn das Unthier anlangte? Dieses Räthsel war nicht zu lösen, denn keine hatte je ein Gewehr losgefeuert, und der Schuß konnte ja hinten ausfahren. Da war guter Rath theuer. „Es ist doch wahrlich nicht gut,“ meinte Beckeli, „daß wir keinen Mann bey uns haben, auch nicht einen einzigen. Der Feldhauptmann Joab, der würde feuern!“ Es widersprach Niemand. Doch der gute Rath fand sich. Wo fehlet es an einer guten Erfindung, wenn drey Weibspersonen ihren Geist anstrengen? Sie öffnieten in der Wand eine Schießscharte, errichteten eine Batterie, legten die Büchse auf, banden an's Zünglein einen Bindfaden, und die Kanone lag schussfertig da, wenn sich der Bär etwa vor die Mündung postiren wollte.

Ob dieser Vertheidigungsanstalten war die Nacht eingebrochen, und man hielt Kriegsrath, wie sie zuzubringen wäre. Die Art stand in Bereitschaft, das geheime Pförtchen wurde von innen besetzt, das Feuer loderte hell auf. Eine stand der Reihe nach Wache, und guckte fleißig durch ein Paar kleine, offengelassene Spalten, durch welche kein Wieselchen, geschweige ein Bär, eingedrungen wäre. Die beyden andern legten sich angezogen indessen schlafen. Es kam aber des Schlafes wenig in ihre Augen. „Denn wer wollte in solcher Gefahr leichtsinnig genug seyn, und schlafen können, schlafen können!“ sagte die Großmutter. Wenn eine der Ziegen, die von ihrer Dislokation nichts begriffen, und an ihren Kasematten kein sonderliches Behagen

fanden, zu meckern begann, so meckerten alle mit, und die guten Frauen glaubten, der Bär sey eingebrochen. Wenn eine ferne Lavine sich hören ließ, so wähten sie, das Brummen des Bären zu vernehmen, und griffen nach dem Bindfaden. Wenn eine Gule schrie, so war es ein Anzeichen des Todes. Es war eine angstvolle, traurige Nacht. Wer je in einer belagerten Stadt eine Nacht zubrachte, der wird es fühlen. Das Beste war, daß der Unhold sich nirgends zeigte. Sie ging endlich vorüber, und der Tag kam über die Berge. Man recognoscirte durch alle Schspalten, bemerkte keine Gefahr, und die Ruhe kehrte wieder ein wenig in die geängstigten Herzen zurück.

Sie wagten sich durchs geheime Pförtchen heraus, an die frische Luft, die ihnen sehr wohlthat, und späheten sorgsam umher. Sie bemerkten nichts, und gingen noch beruhigter, aber nicht weniger vorsichtig, an die Arbeit, wodurch sie sich sehr von vielen andern unterschieden. Der Tag nähete sich seinem Ende, es zeigte sich kein Feind. Sie waren wieder in der Festung, und dankten ihrem guten Sterne, als Beckeli heftig schrie: „dort kommt er, dort kommt er!“ Die Besatzung gerieth in großen Schrecken. Doch flog alles an seinen Posten. Ohne eben auszuspähen, von welcher Seite er herkam, zog die Großmutter am Bindfaden. Es wollte nicht losgehen. Sie zog und zog, bis die Kanone polternd fiel. Nun, da die neue Kriegskunst, welche von fern tödtet, nicht versagen wollte, kam alles auf persönlichen Muth an. Persönlicher Muth und angestammte Tapferkeit sind auch der Schweizer sicherste Waffe. Petronella griff nach der Holzaxt, mit der sie mannhaft umgehen gelernt hatte, und postirte sich gegen die Öffnung der Hauptpforte, um dem Feinde, im Fall er über die Außenwerke schreiten, und mit Gewalt einbrechen sollte, den Kopf zu spalten. Er würde die Kraft ihrer Arme erfahren haben, wenn er das Wagestück unternommen hätte. Er war aber vorsichtig genug, es nicht so weit kommen zu lassen, und that wohl dran. Rebecca ergriff die Flinte, um ihn mit dem Kolben zu empfangen, und stellte sich in's zweyte Treffen. Die Großmutter, als Reserve, packte einen flammenden Feuerbrand, um ihn durch die Schrecken des Feuers in die Flucht zu schlagen.

Schon hatte er, wie es schien, das Bollwerk von Dornen überschritten. Sie hörten ihn traben, um die Weste herumgehen, und mit den Fäßen einen Eingang suchen; aber alles war zu wohl verrammelt und verbaut. Sie gingen ihm von innen Schritt für Schritt nach, um ihn überall schlagfertig empfangen zu können. Er brummte, kam zur Hauptpforte zurück, und versuchte sie zu öffnen. Umsonst. Und sie standen sogleich da, wenn es ihm auch zu seinem Unglücke gelungen wäre. Endlich vernahmen sie ein Anpochen und eine Stimme: „Ist Niemand daheim?“ Jetzt wußten sie erst nicht, was aus dem sprechenden Thiere machen. „Ist denn Niemand daheim?“ Grethen ward sonderbar zu Muth, sie guckte durch eine Spalte; und Nella rief: Wer da: „Ein Jäger, ein Jäger!“ Ein Jäger! dem war auch nicht zu trauen. Was wollte der Jäger hier, wo seit neunzehn Jahren kein Sterblicher hingekommen war? Nur gerade heute? Es konnte ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder seyn! So viel Übels dachte Beckeli nicht. Ein Jäger, überlegte sie, ist ein Mann. Nimrod und Esau waren Jäger.

Die Stimme von außen tönte von neuem: „Seyd doch so gut, und

thut auf!" Beckeli hatte so eine Stimme nie gehört, sie klang ihr wunderbar in's Ohr, „Er ist doch so freundlich," meinte sie, „und kein Bär und kein Mörder. Der thut uns nichts. Mutter, ich dachte, wir ließen ihn herein." „Was wollt ihr," rief Nella heraus. „Nur etwas zu essen, liebe Leute, und eine Streu über Nacht, wenn's möglich ist." Beckeli guckte durch die Spalte. Wie sie guckte, ward ihr Auge heiter, leuchtend, blühend. Als sie geguckt hatte, versicherte sie, es könne unmöglich ein Bär, ein Mörder oder ein anderer Feind seyn, man könne ihm aufmachen, er müsse da an der Kälte stehen, und er habe sie ja lieb. „Du gutes Kind!" sagte die Großmutter, ging auch an die Guckspalte, und erkannte einen jungen Mann, im Jägerornat, mit einer Gemse auf dem Rücken. Jetzt ward ihr erst braun und blau vor den Augen. Der Fall war noch schlimmer. Ein junger Mann, dachte sie, und das unerfahrene Kind! Allein was war zu thun? Man konnte ihn doch auch nicht austhosen, und während der kalten Nacht unter dem freyen Himmel umherirren lassen. Der Instinkt der Redseligkeit und der Neugierde sprach auch ein Wörtchen zu seinen Gunsten mit. Beckeli war sehr unruhig, und flehte für ihn. Petronelle dachte: Je nun! Man öffnete das geheime Pfortchen, wagte sich vorsichtig heraus, besah den jungen Mann von oben bis unten, hielt ein vollständiges Thee-Gramen, und ließ ihn endlich hineinschlüpfen.

Beckeli hatte nicht so viel Mißtrauen. Sie sah ihn zutraulich an und mit inniger Zufriedenheit, indeß er seine Flinte, seine Munitions- und Speise-Tasche, sein geschossenes Wild und seine braune Pelzmütze ablegte. Da stand nun ein wohlgewachsener, hübscher, freundlicher Jüngling vor ihr, eine Erscheinung aus einer Zauberwelt. Sie stand vor ihm, wie eine Bildsäule, in stummem Erstaunen, sprang dann hinzu, betastete seine Hände, sein Kinn, seine Wangen, und streichelte ihn sanft und hold. Ihre Augen glänzten und funkelten vor Entzücken. „Wer bist du? Du bist ein Mann? Ach, wie froh bin ich, daß du zu uns kommst, und daß du ein Mann bist! Großmutter! Ein Mann ist doch hübsch! Willst du nicht bey uns bleiben, du lieber Mann?" Die Großmutter räusperte sich, hustete, winkte; vergessens. Die Mutter zog sie am Rocke; umsonst. Beckeli merkte nichts in ihrer Entzückung, und liebte dem Manne.

Dieser begriff nichts von allem dem, ließ sich aber die süßen, lieblichen Töne, die treuherzigen Liebkosungen der bildschönen Jungfrau, so sonderbar ihr Aufzug war, recht wohl behagen, blickte freundlich auf sie, drückte ihr die Hände und antwortete mit Wohlwollen. Jedes Wort klang tief in ihre Seele; so hatte die Stimme der Mutter und der Großmutter nie geklungen. Jeder Handdruck fuhr ihr durch alle Nerven; es war ein ganz anderer Handdruck, als der ihrer Mutter. Jeder Blick drang wie Gluth durch's Aug in's Herz; so hatte sie noch keinen Blick gesehen und keinen gefühlt. „Ach, lieber, lieber Mann! Ach, es ist doch gut, daß du kein Bär bist! Nicht wahr, du willst uns nicht fressen? Hätt' ich gewußt, daß du ein Bär wärest, wir hätten dich gewiß nicht erschossen und erschlagen wollen. O, ich wäre dir schon gestern nachgesprungen, und hätte dich in die Hütte gehohlet, wenn ich hätte hoffen können, du wärest ein Mann. Du bist doch recht schön, schöner als der

schöne Absalon in der Stori! Ich kann dich nicht genug sehen! Nicht wahr, du bist ein Elieser?"

(Der Schluss folgt.)

### Frühlingsweise.

Frühling, du bist freudenreich,  
Machst viel tausend Blumen sprießen!  
Frühling, du bist thränenreich,  
Machst, daß Quellen sich erschließen;  
Quellen im Felsen, Quellen im Thal;  
Aber im tiefen Herzen zumahl!

An den Wellen blau und hell  
Blühen Gras und Blumen munter;  
Steh'n sie nicht mehr an dem Quell,  
Trägt sie wohl der Bach hinunter,  
Blumen am Felsen, Blumen im Thal,  
Aber im tiefen Herzen zumahl!

D. S. Graf von Zoeben.

### Schauspiel.

#### Die Albaneserin.

(Fortsetzung.)

Die Art und Weise, wie die Schicksalsidee in der Albaneserin durchgeführt ist, zeugt von großer Einsicht und bewunderungswürdiger Gewandtheit. Der Dichter hat darin fast alle Mittel erschöpft, um den Gegnern des fälschlich sogenannten Fatalismus ihre Waffen zu entwinden. Schön ist gleich im Anfange die Ordnung der sittlichen Welt abgebildet durch den Spruch eines Reichsgrundgesetzes. Das irdische Königthum weist überaus würdig auf die Herrschaft des höchsten Gesetzes hin, oder ist es möglich, sich einen edlern Abganz des letztern zu denken, als im Lichte eines gesetzlich eingerichteten gesellschaftlichen Zustandes? Damit dieses Reichsgrundgesetz aber auch gehörig motivirt erscheine, wird die Absicht desselben erläutert durch die graue Vorzeit Norwegens, durch den Streit zwischen Dan und Nor. Selbst das mythische Dunkel, in welches der verhängnißvolle Ausspruch sich zurückzieht, ist nicht ohne eine tiefere Bedeutung, die Ewigkeit der sittlichen Ordnung schimmert romantisch aus dem bleichen Widerschein der normännischen Urgeschichte hervor. Mit der Unbestimmtheit der Zeit für die tragische Handlung hat es eine ähnliche Verwandtniß. Die Phantasie wird auf diese Weise nirgends durch historische Vergleichen gehemmt, sie lebt gleichsam in der Fülle aller Zeiten, eben weil ihr keine ausschließend als Spielraum angewiesen ist. Dabey verräth dennoch ein durchsichtiger Schleyer gerade so viel von einem historischen Grunde des Trauerspiels, als für die Wirksamkeit der tragischen Personen nöthig ist. In dieser Hinsicht hat die Albaneserin unstreitig einen Vorzug vor Yngurd. Auch der Gegensatz zwischen Norden und Süden, so wie überhaupt der freye Verkehr des Dichters mit geographischen Bestimmungen, läßt sich dadurch rechtfertigen, daß die Entfaltung der Schicksalsidee um so viel als möglich jeder Beschränktheit zu entgehen, nothwendig eine große Basis haben muß, indem die ganze Erde auf diese Weise befruchtet erscheint mit der Saat verborgener Dinge. Was der griechische Tragöde in seinem glücklichen Lande gedrängt besammeln fand, das muß seit Nachfolger in seiner einsamen Stellung aus den entferntesten Zonen zusammen suchen; die Flora seiner Poesie, hofft er, werde in ihren bunten Kränzen deshalb nur desto mehr die Gemüther an den westerleuchtenden Strahl erinnern, vor dem das schöne Elysium nicht minder als der schauervolle Tartarus verschwinden mußte. Das ausgesprochene Reichsgrundgesetz wird vom Könige Basil nicht, wie er wohl konnte, auf ge-

schlichem Wege, sondern einseitig, mit Hintansetzung der Formen des Rechts, nach bloß leidenschaftlichen Antrieben aufgehoben. Damit ist der Pendel, der in unantastbarer Ruhe hangen soll, in eine verbotene Bewegung gebracht. Hierin geht also diese Schicksalstragödie ganz von dem Punkte aus, der früher für diese Gattung als wesentlich bezeichnet wurde. Mit der seltsamsten Laune sagt Hr. Hebenstreit — und er soll selbst reden, um jedem Verdachte einer Entstellung dieses wichtigen Punktes auszuweichen: „Ohne die unumstößliche Gewissheit, daß der König durch die Aufhebung des Gesetzes einen Bruch desselben begangen habe, welches der Fall nicht gewesen seyn kann, da von einem Einspruche nicht die Rede gewesen ist und der Arzt Benvolio eingesteht: daß der König nicht anders handeln können, folglich auch Camastro hätte enthauptet werden müssen, ist des Letztern Fluch entweder offenbare Narrheit oder Frevel und durch die ihm eigene Überzeugung, recht gehandelt zu haben, nicht entschuldigt.“ Dieser Satz wimmelt von Fehlschlüssen; man kann ihn als Probe aufzeigen für den Fall, daß jemand an einem recht eindringlichen Beyspiele sehen möchte, wie ein Trauerspiel schlechterdings nicht beurtheilt werden darf. Was hat in aller Welt der Leibarzt Benvolio auf dieser Stelle zu schaffen? Ob dieser das Geschehene billigt oder nicht, das ist für den sittlichen Werth der Handlung an sich ganz gleichgültig. Der Leibarzt hat aber auch nicht einmahl benbestimmt, er sagt bloß sehr zweckmäßig: „Ihr thatet — was ihr müßtet.“ Nach dem Sprachgebrauch heißt das aber ganz etwas anders als: „Ihr thatet — was ihr solltet.“ Überhaupt spielt die Berufung auf den ausgebliebenen Einspruch, damit ja die Aufhebung des Reichsgrundgesetzes als erlaubt hervorgehe, mitten in der poetischen Welt eine sehr trockne und klägliche Figur. Nach dem Bisherigen fällt also auch der Schluß, Camastro's Fluch sey entweder Narrheit oder Frevel gewesen, von selbst über den Haufen.

Die Erwähnung des Herzogs von Camastro im Reichsgrundgesetze darf auch keinesweges ein ärmlicher Behelf genannt werden, denn der Fluch, welchen derselbe ausspricht, wird durch diese Erwähnung erst wirklich schicksalsschwanger. Das Recht zu solchen freyen Annahmen kann einem Dichter nicht bestritten werden. Nur begreift man schwer, weshalb in dem Reichsgrundgesetze, das man sich der bessern poetischen Ansicht wegen als eine Überlieferung des Alterthums zu denken hat, nicht lieber im Allgemeinen das Haus Camastro mit einer kurzen Nebenbestimmung aufgeführt ist, als ein einzelner Sproßling desselben, wodurch eine zu moderne Ansicht der Sache eingeleitet wird. Warum hat aber der Dichter die Schuld des Königs gleich von vorn herein nicht stärker in's Licht gesetzt? Wahrscheinlich aus mehr als einem Grunde. Denn, indem der König nach und nach zur lebendigern Erkenntniß seines Vergehens kommt, wird die Aufklärung darüber um so tragischer, der Weise gemäß, die im König Odius herrscht und die auch Aristoteles als vortrefflich rühmt. An und für sich kommt es auch auf die Größe der Schuld, welche das Nichtschwert des Schicksals in Bewegung setzt, gar nicht an; ja, je kleiner diese ist und je deutlicher sie dennoch eingreift in die Kette der moralischen Thatsachen, desto mehr verstärkt sich die tragische Wirkung. Übrigens fühlt der König gleich anfänglich sein Vergehen, gerade seine Fragen an Andere beweisen es. Hiermit scheint die Grundlage der Tragödie hinlänglich gesichert. Ob Hr. Hebenstreit diesen klaren Gegenstand nicht hat begreifen können, oder nicht begreifen wollen, bleibt dahin gestellt. Niemand wird Beydes von ihm glauben. Mit großer Einsicht hat der Dichter die weitere tragische Entwicklung dargestellt. Die ohne Rechtsform vollzogene Hinrichtung des gefangenen Camastro, die keinesweges etwa als das erste Vergehen des Königs betrachtet werden darf, da sie vielmehr nur aus der eigenmächtigen Aufhebung des Reichsgrundgesetzes folgt, gibt einen bedeutungsvollen Wink über das Neh, worin das Schicksal seine Beute fangen will. Bey dem Fluche des Camastro geht dem Könige einiges Licht auf über den Weg, den er wandelt. Dieses Licht umfließt ihn im Fortgange der Begebenheiten immer fürchterlicher und erhellt tragisch schön den Zusammenhang der beyden Welten. Nicht durch den Fluch des Camastro wird der Fortgang der Begebenheiten immer, sondern dieser Fluch selbst erklärt nur einen höhern Willen, ist nur ein Wiederhall von dem Wort, dem sich zuletzt Alles bringen muß. In keinem seiner Werke, die der Dichter der Darstellung der Schicksals-

idee geweiht hat, ist er nämlich so deutlich darauf ausgegangen, hat er alle nur ersinnliche Mittel benutzt, um zugleich auch neben der Unumsflüchtigkeit einer sittlichen Weltordnung die menschliche Freyheit zu verherrlichen, als in der Albaneserin. Das Verhältnis zwischen Fernando, Enrico und Albanen ist für diesen Zweck groß und schön gedacht. Hauptsächlich hat er jedoch in dem König Basil die zunehmende Elastizität des Willens unter dem Druck des Verhängnisses herzergreifend geschildert. Je mehr derselbe sich losarbeiten will von der ewigen Macht, desto mehr fühlt er mit Grausen die Hand derselben über seinem Scheitel, und je mehr er sie fühlt, desto tapferer schlägt er auch selbst noch unter ihren niederdrückenden Griffen das Haupt empor. Die psychologische Möglichkeit eines solchen Kampfes des freien Willens mit einer geglaubten Nothwendigkeit läßt sich sehr wohl begreifen, auch wird sie bewiesen durch glänzende Beispiele aus der Geschichte. Der kräftige Mensch erklärt sich in diesem Punkte, wie er sonst auch denken mag; immer für die Methode Alexanders, er zerhaut den Knoten gut praktisch mit dem Schwert. Wäre es nicht also, so müßte ja das Igesammte Alterthum mit dem Glauben an das Fatum im Sinne des Hrn. Hebenstreit schlechterdings in eine ganz träge Masse, in einen ekelhaften Klumpen verwandelt worden seyn. Besonders hat auch der Dichter nur den König Basil dargestellt als ergeben dem Glauben an eine unentziefbare Gewalt. Diese Mäßigung im Gebrauche der Schicksalsidee verdient ihres Grundes wegen viel Lob.

Außerdem legt er Einwendungen gegen die Schicksalsidee, die sonst die Recensenten gern machen, oft Personen des Trauerspiels in den Mund, wahrscheinlich um jene dadurch zum Schweigen zu bringen. So ist wohl selbst die Einmischung christlicher Religionsbegriffe dahin zu erklären. Der Verfasser wollte damit offenbar der Kritik einen höhern Standpunkt anweisen. Noch muß die häufige und schöne symbolische Einkleidung der Schicksalsidee gerühmt werden, die hier, wie es uns vorkommt, mit einer sinnreichern Mäßigung ist gebraucht worden, als in andern Werken desselben Dichters. Das vermeinte Haupt Fernando's, das vom Mastbaum des Hauptschiffes der Tuneser den Anzug der geheimen Mächte verkündigt, ist ein furchtbar herrliches Bild. In dem Ringe, welchen Enrico dem Arzt schenkt, offenbart sich ein tiefer Sinn. Vorzüglich aber stellt das Erscheinen Don Manuels im vierten Akte Beziehungen der Art auf, die in der Erfindung einen Meister bezeichnen. Leider sind sie von den hiesigen Recensenten, wie von einem beträchtlichen Theile des Publikums ganz übersehen worden. — Die Sittlichkeit einer Tragödie liegt endlich im Ganzen, nicht im Einzelnen. Nichts ist so lächerlich, einseitig, ja abgeschmackt, als die einzelnen Personen des Trauerspiels über den Leisten der gewöhnlichen Moral zu schlagen, die obendrein oft der bloßen Konvenienz ziemlich nahe kommt. Vollkommen gute Charaktere sind ganz untragisch. Die Fehler selbst können in poetischer Hinsicht Tugenden heißen. Nicht die Nachahmung des einzelnen Beispiels, wozu das Leben in seinen gewöhnlichen Schranken ohnehin kaum Gelegenheit gibt, sondern das Hervorbringen einer tragischen Stimmung, kräftig vermittelt durch den fortgesetzten Antheil, ist die Hauptsache. Die Moral, in so fern sie Beispielsweise ausdrücklich in besondern Pillen gebracht werden soll, wirkt überhaupt weniger, als man glaubt, und in der Poesie gar nichts, weil der moralische Patient, sobald er die Arzenei riecht, — und riechen muß er sie doch der bezweckten Besserung wegen, — augenblicklich durch die Vorstellung der ganzen Eur um das Gefühl jener Freyheit kommt, die der Empfindung des Schönen zum Grunde liegt. Freylich lehrt die Poesie auch, aber immer als Poesie, so daß die Lehre schon im Genuß, ohne den Zuruf der Nuzanwendung: haec fabula docet! mit enthalten ist. Zum Überflusse läßt sich noch behaupten, daß gerade diejenigen, denen die Tugend in einer Tragödie nicht leicht korrupt genug erscheinen kann, insgeheim dadurch auf einen sittlichen Schaden hinweisen; wie man ja auch von den Athenern sagte, daß sie zu der Zeit am meisten auf dem Theater Geschmack für Sittlichkeit zeigten, als diese ihnen im Leben immer mehr zu mangeln anfang. — Der Rückweg zu unserm Gegenstande findet sich nach dieser nothwendigen Erläuterung von selbst. Die Tendenz der Albaneserin ist in so fern streng moralisch, als der Ausgang die Unverletzlichkeit der sittlichen Ord-

nung auf eine erschütternde Weise darlegt. Der Rathschluß des Himmels \*) ist erfüllt und gerade nur er darf für die tragische Befriedigung erfüllt werden. Darum überlebt der König mit Albanen den Tod Enrico's und Fernando's. Diesem Ausgange, der mit einer gewöhnlichen Rettungsgeschichte nichts gemein hat, ist für jeden bessern Geschmack eine eigene tragische Lust beygemischt. Albana, um derentwillen zwey edle Brüder in den Tod gingen, die an den einen gebunden war durch die Strenge der Pflicht, und an den andern durch die Wahlverwandschaft der Seelen, steht nun einsam da; der Blick des Schicksals ist zwar über ihr Haupt hinweggegangen, ohne sie zu treffen, aber welche Ruinen zeigt ihr Herz! Basil, bedeckt mit Narben von oben, stehend zwischen den Leichen der Söhne, tritt Camastro das Reich ab; er kehrt zurück nach seiner Heimath, und wenn schon der Gedanke an einen auswandernden König überhaupt erschüttert, was sagt uns erst dieses Zurücktreten von der Bühne der Welt? Auch durch diesen Ausgang werden wir wieder an Oedipus erinnert, wie denn überhaupt zwischen beyden Tragödien manche Ähnlichkeit in der künstlerischen Konstruktion hervortritt. Der Spott, den die hiesigen Recensenten bey der Gelegenheit über den kalten Pol versucht haben, beweist nur ihre Unbekanntschaft mit dem Gegenstande.

(Die Fortsetzung folgt.)

\*) Was ist hier der Himmel? Nichts weiter als der unsichtbare Kreis der Dinge, in welchen sich unser Geist nothwendig versetzen muß, um den irdischen Erscheinungen für die Darstellung der Schicksalsidee eine höhere Beziehung unterzulegen. So ist auch, wenn vom Rathschlusse gesprochen wird, immer nur von einem Analogon der ewigen Weisheit die Rede, nicht von dieser selbst, weshalb wir auch früher die Schicksalstragödie nur ein poetisches Gleichniß der Vorsehung nannten, von einem beschränkten Standpunkte aus durchgeführt. Wie aber zu jedem auch nicht getroffenen Porträt dennoch ein Original gehört, so ist es auch hier, und mehr braucht die Poesie nicht; — für die Sache der Religion wäre selbst der bloße Wunsch nach Einereyheit zwischen dem Abbilde und Urbilde schon eine frevelhafte Annäherung. Die etymologische Bedeutung des Fatums führt auf denselben Punkt. Es bezeichnet einen *Auspruch*, ein *Machtwort* u. s. w. Wird nun dadurch die Phantasie nicht gezwungen, sich hinter dem Ausspruch, hinter dem Machtwort irgend etwas zu denken, als lebendigen Quell desselben? Niemand traue uns deshalb die lächerliche Meinung zu, als wollten wir das Fatum zu einem Individuum umdeuten. Es ist für unsere Absicht schon genug, wenn man nur zugibt, daß auch das Fatum auf eine Analogie mit einem höhern Willen anspiele. Die Beziehung auf ein moralisches Gesetz, wie dunkel sie auch seyn mag, bahnt eben den Weg zu einer Ausgleichung zwischen dem Fatum der Heiden und der christlichen Schickung. Je mehrere Vorstellungsarten sich übrigens von diesem Gegenstande durchführen lassen, wenn nur jede einen innern Zusammenhang hat, desto besser steht es in poetischer Hinsicht mit der Schicksalsidee; und wenn es dahin kommen könnte, daß jedes Individuum sie von einer besondern Seite auffaßte, so würde diese Verschiedenheit nur desto nachdrücklicher für die Wahrheit der Sache selbst reden.

#### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Aristolochia serpentaria*. Virginische Osterfüze. Aus Virginien.

*Acacia alata*. Aus Neuholland.

*Cactus speciosus*. Schöne Fackeldistel. Aus Indien.

*Tournefortia cymosa*. Doldentraubige Tournefortie. Aus Jamaika.

*Metrosideros lanceolata*. Lanzenblättriges Eisenmaß. Aus Neuholland.

— — — *palida*. Aus Neuholland.

— — — *lophantha*. Aus Neuholland.

*Cordia Sebestena*. Sebesten = Cordie. Aus Ostindien.

*Fontanesia phyllireoides*. Steinlindenartige Fontanesie. Vom Kaspiischen Meere.

*Psoralea odoratissima*. Wohlriechende Psoralea. Vom Kap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.